

Im Spät.

Es werden kommen, die blauen Tage, So freudearm ist keine Brust, Daß nie ein Strahl sie froh durchdränge, Rein Aug' so trüb, kein Mund so freude, Daß er nicht einmal lacht vor Luft.

Sie werden kommen, die blauen Tage Mit ruhig heitem Sonnenschein, Wenn drauß im Felde liegen die Garben Und mit des Spätherbsts bunten Farben Sich Birte schmückt und Buchenbain.

Sie werden kommen, die blauen Tage Doch, ach, nicht mehr die Sommernacht, Die Nachtigall, im Busch verborgen, Das satte Grün der frischen Morgen Nach tobender Gewitterflucht.

Das Glück, die Jugend sind Geschwister, Kein Nachspruch trennt das holde Paar; Was auch der schönste Herbst beschiedet, Das Herz wird nüchtern, kühler Frieden Nur weht um das bereifte Paar.

Büge aus Washingtons Leben.

Wohl selten hat ein Mann das Prädikat „groß“ mit so vollem Rechte erhalten wie George Washington. Allerdings ist vieles über diesen seltenen Mann schon geschrieben und gedruckt worden, welches auf Zuverlässigkeit keinen Anspruch erheben darf, und einer der bekanntesten Washingtoner Biographen, Weems, hat sogar wissenschaftlich eine Menge Unwahrscheinlichkeiten über seinen Helden in die Welt gesetzt, namentlich erfundene, aber gänzlich entstellte Anekdoten. So ist die bekannte Erzählung mit dem Weil und dem Kirschbaum vollständig aus der Luft gegriffen. Je mehr in diesem über Washingtons Leben vorhandene zuverlässige Material gesichtet und herabgemindert wird, von den Fackelgelehrten, umso mehr tritt auch die Wahrheit, daß nämlich George Washington ein wahrhaft großer, edler und reiner Charakter, einer der bedeutendsten in der Weltgeschichte überhaupt, in ein helleres Licht. Und dabei ist es merkwürdig, daß gerade einige der bemerkenswertesten Büge aus dem langen und für sein Vaterland so nützlichen Leben dieses Helden noch gar zu wenig in weiteren Kreisen bekannt geworden sind.

So ist z. B. seine Thatsache in seinem Leben so unauffällig, was als die, daß er nach Beendigung des Befreiungskrieges von dem britischen Joch der gekrönten Herrscher des neu gebildeten Staates weichen hätte können — wenn er eben gewollt hätte. Die Dinge lagen nämlich so: Die Arme, durch den sieben Jahre währenden Krieg verwirrt und nur in Washington ihren Gebieter sehend, der sie durch Kampf und Noth, durch Pulverrauch und Pestilenz schließlich zum endgültigen Siege über das stolze, mächtige England geführt, machte bei seiner Entlassung und Auflösung, kurze Zeit nach der Uebergabe des Cornwallis'schen Heeres bei Yorktown, Anstalten, sich seinen Lohn selbst zu erobern. Vom Congreß hatten sie, das wußte Jeder, nur wenig zu erwarten, denn oft während des langen Krieges hatte der Congreß sogar die nöthigsten Mittel an Geld und Nahrung hartnäckig verweigert. Und der Gedanke, daß diese neubegründete Land eine Republik, ein nur vom Volkswillen geleitetes Staatwesen sei, hatte im Feldlager noch zu wenig Wurzel gefaßt, um auf diese abgeklärten Veteranen besonderen Eindruck zu machen. So hielten sie denn, Officiere und Mannschaften, bei Newburgh eine Art von Conventione ab, worin sie beschloßen: 1) weislich zu marschieren und sich dort von den noch unbefriedigten Väterchen das zu nehmen, was ihnen gerade passen würde; 2) den Congreß mittelst der Abschickung des wirklichen Friedens auch ohne ihre Hilfe anheben zu stellen; 3) Washington zum König des jungen Landes zu krönen.

In Bezug auf den letzten Punkt verhielten sich Officiere und Mannschaften allerdings nicht, daß es wohl schwierig durchzuführen sein möchte. Sie vertrauten deshalb mit der Auffassung des zu überwindenden Schwierigen eines Auswegs, der sich nach den geschicktesten und fähigsten Offizieren des Heeres zusammensetzte. Dieses Schriftstück wurde dann persönlich dem „Generalkommandant“, wie man ihn noch nannte, zugeleitet. Es hieß darin, daß für ein junges, noch nicht den Kinderbeschwerden entwachsen Land eine „gemischte Regierung“ (mixed government) wohl einer rein republikanischen vorzuziehen sei; daß sich auch während des Krieges die Schwäche und Unzulänglichkeit der Republik, namentlich in administrativer Hinsicht, öfters und zu großem Schaden dem Congreß gezeigt habe; daß es ihr Glaube sei, daß der Titel König nur bei Wenigen Anstoß erregen würde, „bald von großem Vortheil für das Land als Ganzes sein dürfte.“ Es war also ein förmliches Complot zur Behebung eines Staatsfehlers, und wenn George Washington sich von seinem persönlichen Ehrgeiz hätte leiten lassen, wenn er ein Mann wie Louis Napoleon gewesen wäre, so wäre der Staatsstreich auch ohne große Mühe und sogar wahr-

scheinlich ohne Blutvergießen bewerkstelligt worden. Washington aber war aus anderem Caliber. Seine Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Er brüdete seinen ganzen Absehn vor dem Complot unterhöhlen aus. Er sei nicht im Stande zu begreifen, wozu er sic zur Abfassung einer solchen Adresse ermutigt habe, sagte er. Im Uebrigem:

I am at a loss to conceive what part of my conduct has encouraged this address. You could not have found a person to whom your scheme is more disagreeable.

Und darauf drohte er den Anführern der Bewegung mit Verhaftung ihrer Pläne, wenn sie dieselben nicht sofort aufgäben. Nur ihm war die friedliche Auflösung des Heeres schließlich seines ganzen mächtigen Einflusses, um diese Auflösung in's Werk zu setzen. Wie tiefgehend aber der persönliche Einfluß Washingtons war, das erhellt unter anderem aus einem nur wenig bekannt gewordenen Circular, welches der erste Präsident der Republik bei seinem Ausscheiden aus dem Amte an die Gouverneure der verschiedenen Staaten erließ und worin er diejenige Puncte anführte, die seiner Meinung nach in den bestehenden Regierungsformen noch der Verbesserung, resp. der Abschaffung bedürften — ein Schriftstück, dessen ruhiger, väterlicher von unbefrönter Autorität ausstrahlender Ton zu Genüge beweist, wie hoch im allgemeinen Ansehen der Verfasser derselben stehen mußte. Auch die Thatsache, daß er sich erst lange sträubte, ehe er sein Salär als Oberbefehlshaber des Heeres während des Krieges oder als Präsident der Republik annehmen wollte, zeugt für die ganz ungenüßliche Stellung, die dieser Mann in dem jungen Staates einnahm.

Daß Washington trotz alledem, wie jeder Präsident seitdem, nicht unangefochten blieb und auch seine klärende Worte von Feinden und Widersachern hatte, die sich sogar nicht scheuten, ihm die schlimmsten Verleumdungen nachzusprechen, dafür gibt es allerdings auch schlagende Beweise. Namentlich ist doch einer seiner besonderen Feinde in der Presse höchlich den „Eitelkeiten seines Vaterlandes“, und zeitweilig sogar wurden Wünsche laut — namentlich als die eine Partei im Lande zum Krieg mit Frankreich drängte (i. J. 1798) — die deutlich auf Washington hinwies, „für die Guillotine reif“ hinwies. Man entließ sich auch nicht, ihm Unehrlichkeit im Amte vorzuwerfen und veröffentlichte gefälschte Briefe — angeblich von ihm verfaßt — worin die abscheulichsten Dinge enthalten waren. Und all dies geschah nur wenige Jahre nachdem der Vater des Vaterlandes, mit Ruhm beglänzt, sich zu ein zweites Cincinnati auf sein Langzeit zurückgezogen hatte, um seine ererbten Vester friedlich zu betheilen. Weshalb gingen alle diese Angriffe nur von einer kleinen Minderheit aus — das Volk als Ganzes hielt loyal zu ihm und hätte ihn wieder und wieder zum Präsidenten erwählt, wenn er das Amt noch gewollt und am Leben geblieben wäre. Gleichwohl litt Washington unter dieser ungelassenen Angriffen und der ihn feindselig ansetzenden Presse, wie die Berichte von Augenzeugen einstimmig darthun.

Interessant ist es auch zu beachten, welche Stellungnahme zur Sklavereifrage Washington consequent beibehielt. In einem Sklavestaat geboren und erzogen, und durch Erbschaft sowie durch das Heirathsgut seiner Frau zum Gebieter über mehrere Hunderte von Sklaven selbst bestellt, verurtheilte er trotzdem die Sklaverei und erkannte besten Auges in ihr den Keim zu späteren ernsten Kämpfen. Schon in einem Brief, den er im Jahre 1788 an Herrn Morris schrieb, heißt es: „Es lebt Niemand, der aufrichtiger als ich wünscht, daß ein Plan angenommen werde, der die Sklaverei aufhebt. Es gibt nur eine einzige passende und praktisch durchführbare Methode, um dieses zu bewerkstelligen, und das ist durch die Macht der Gesetzgebung. Soweit mein Einfluß und meine eigene Stimme reicht, so sollen sie stets hierfür wirken.“ Und in einem anderen Briefe sagte er, „er wünschte aus ganzer Seele, keine Sklaven mehr zu haben (wished from my soul never to obtain another slave)“, und daß er hoffte, sein Staat möge die Sklaverei aufheben, da dies viel länger in der Zukunft abenden dürfte (it might prevent much future mischief). Indessen war Washington damals schon zu alt, um sich noch mit der zur Lösung dieser Frage erforderlichen eifrigen Consequenz und langjährigen Geduld im Ernst zu befassen. Doch zeigen die angegebenen Thatsachen immerhin, daß er auch in diesem Punkte der scharfschauenden Staatsmann und Patriot, wie auch der edle Menschensfreund war, als der er in anderen Punkten unweigerlich sich erweisen hatte. Und in der That bewies er auch praktisch, daß er an seine Thronfolge glaubte, denn sein Testament und die mit seiner ihm um 3 Jahre überlebenden Frau stattegebte Lebererbschaft bestanden aus circa 250 Slaven auf seinem 8,000 Acres großen Besitzthum Mount Vernon in Virginia in Freiheit.

Sein Tod war ein eigentümlicher, wenigstens die Todesurkunde, denn im Uebrigen war sein Abscheiden vom Leben so einfach und einfach, wie es sein ganzes Dasein gewesen war. Er hatte sich bei einem Nichte im Schnee-

Kurm im Halse erkälte, und die Krankheit, die sich daraus entwickelte und an der er dann farb, hitzige Laryngitis, noch damals wissenschaftlich noch gar nicht bekannt, so daß die erste ärztliche Beschreibung derselben mehr als 10 Jahre nach Washingtons Tode erst erfolgte. So wurde denn zu dem damals allbekanntesten Mittel des Aderlasses gegriffen, und dazu gesellen sich ebenso beliebte Hausmittel, wie Syrup, Essig und Butter, schließlich noch ein Pflaster von spanischen Fliegen am Halse. Der Patriot überlebte, wie gesagt, diese verschiedenen „Mittel“ nicht lange, aber er blieb bei vollem Bewußtsein bis zum letzten Augenblick. Noch kurz vor seinem Ende entschuldigte er sich mit schwacher Stimme gegen seine Ärzte und sogar gegen die ihn umstehenden Hausknechte, wegen der vielen Mühe, die er ihnen machte. Dann ertheilte er seinem treuen Secretär, Herrn Lear, Auftrag bezüglich des einfachen Begräbnisses, nur bestimmend, daß sein Körper erst nach Ablauf von 3 Tagen im Grabgewölbe beigesetzt werden solle, da er stets Angst vor dem Lebendigbegraben gehabt hätte. Dann frag er Lear, ob er ihn verstanden habe, und als Lear nicht bejahte, sagte er: „Es ist gut!“ (It is well.) Das waren seine letzten Worte — der Arzt brüdete dem Sterbenden die Augen zu. Der Tod erfolgte ohne Schmerz oder Jucken.

Fünf Tage darauf, am 19. December 1798, also nahe der Schwelle des jetzigen Jahrswechsels, wurde einmüthig im Repräsentantenhaus der von John Marshall eingeleitete Beschluß angenommen, worin die berühmten Worte vorkamen:

First in war, first in peace, and first in the hearts of his countrymen.

Hier stehe ich...

Humorose von Franz Kurz-Elshelm.

Seit einem Vierteljahr bin ich glücklich Ehemann, der mit seinem kleinen Frauen (meine Freunde und auch andere Leute finden sie sehr hübsch) in bester Eintracht und Zufriedenheit lebet. Nur hatte sie einen kleinen Fehler...

Ich sage ausdrücklich „hatte“, denn ich habe sie davon curirt. Sie weiß allerdings bis heute noch nicht, daß ich der Uebelthäter war und deshalb muß ich den freundlichen Leser und die liebe Verehrerin darin erinnern, daß Discretion Geschäftsich!

Und nun zur Sache!

Meine liebe Frau wagte sich gar zu gerne auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Allerdings, sie besitzt Talent, sie stellt die ihr übergebenen Rollen mit solcher Natürlichkeit und Lebendigkeit dar, wie es eine Schauspielerin von Profession nicht besser machen würde. Am liebsten spielt sie Stubenmädchen und Köchinnen. (Frau Steuerathin meinte neulich, nur deshalb, um ihre vollen Arme in den kurzen Ärmeln besser bewundern lassen zu können. Daß ist ja nur der Reiz.) Ich hatte sie sogar auf einer Viehhändlerstellung kennen gelernt und dort hatte ich ihr versprochen, extra für sie einmal ein Stückchen zu schreiben, in dem eine Küchensteherrin die Hauptrolle spielen sollte. Trotzdem ich sie dann zum Axtare führte, hatte ich doch mein Versprechen halten können. Daß sie allerdings dafür heimlich sorgte, daß das Stückchen aus aufgeführt würde, ahnte ich nicht.

Nach der Hochzeit hat ich sie sofort, von den Vereinen, in denen gemittelt wurde, fern zu bleiben, denn ich kann es nicht gut sehen, wenn da meine Frau als Stubenmädchen oder der Wägen von dem darstellenden Pleutanten oder sonst einem Gigerl um die Taille gefaßt wird und — o, ich bin durchaus nicht eierförmig.

Sie hatte es mir denn auch versprochen.

So sitze ich denn eines schönen Morgens ganz gemächlich in meinem Besitztum und rauche eine Cigarette und lasse Gott einen guten Mann sein. Da kommt mein Frauenchen in der reizenden Morgenrothle — die ich übrigens bezahlt habe — zu mir, schlägt ihre Arme um meinen Hals und küßt mich küßlich ab. — (Nochmals: Discretion bleibt Ehrensache!)

„Bin nur neugierig, was sie wieder in's Schilde führt“, denke ich.

„Mein herzerfreuetest Männchen“, beginnt sie.

„Schau, was willst du?“

Sie legt sich dicht neben mich und senkt erlösend ihr Köpfchen.

„Bistern war Herr Kippes hier.“ Herr Kippes ist nämlich Präsident eines Vereins.

„So“, sagte ich ruhig, „was ist denn dabei?“

„Ja, er hat mich so, ich sollte doch bei dem nächsten Gesellschaftsabend eine Rolle in dem Theaterstückchen übernehmen.“

„Kind, Du weißt, was Du mir versprochen hast.“

„Das schon. (Sie erhobte auf's Neue) Wäre er das so bringend, und da —“

Sie stochte. Ich sah sie an.

„Und da hab' ich ihm zugesagt.“

Und dann prubelte es wieder hervor aus ihrem rothen Mündchen, gerade so, als wenn ein Wasserleitungsrohr aufgedrückt worden wäre. Erneutlich um-den-Hals-fallen, erneute Küsse u. s. w.

„Nun, für diesmal will ich nichts sagen. Aber dann vergiß Dein Versprechen nicht!“

„O Du herzigster Mann! Nun will ich Dir auch sagen, daß wir Dein Stück zur Aufführung bringen.“

Also mein Stück wird aufgeführt. Schön, liebes Frauenchen, dadurch will ich Dich curiren. Denn sonst sagtest Du noch häufig „ja“, wenn Herr Kippes käme.

— Verehrte Verehrerin: Ehemänner sind doch immer durchdringende Menschen.

Die Frauen sind wie die Franzosen. Das Lächerliche kann sie bis in die tiefste Seele hinein trüben. Beleidigt Du eine Dame — sie vergißt es Dir, lachst Du sie aus, so haßt sie Dich tödtlich.

In meinem Schwanz kommt eine Scene vor, wo der Hausherr mit seiner Köchin in Streit geräth. Sie stellt sich gornbeend vor ihm hin, hält die Faust, stampft mit den Füßen und schreit: „Hier stehe ich. Ich weiche nicht.“

Warum ich das erwähne, wird der Leser bald erfahren.

Am Tage der Aufführung ging ich einmal unter die Bühne und sah mit die Versetzungsmaschinen genau an. Der Arbeiter, der schon dabei stand, um nachzugehen, ob für den Abend alles in Ordnung sei, erklärte mir gerne die einfache Construction und zeigte mir, wie man es anstellen mußte, daß die Versetzung herüberginge.

Einige Minuten noch verhandelte ich mit dem Manne, dann gab ich ihm ein Theaterstück und ging.

Der Abend war gut. Das Haus überfüllt. Meine Frau schwimmt in Seligkeit (das ist auch ein Ausdruck) und ich dito. Der erste Akt gefüllt. Um Schluß lebhaftes Händelklatschen, Bravourstufen etc. Die Darsteller mußten heraus.

Und dann der zweite und letzte Act, in dem oben erwähnte Scene vorkommt.

Ich stehe selbst hinter den Coulissen und hatte vorher noch meiner Frau zugesagt, wo sie sich dabei am besten hin-zustellen habe. Daß das gerade auf der Versetzung war, ist Nebenache.

Der Streit geht los. Meine Frau geräth in Wuth. (Händelklatschen, Fußstampfen. Siehe oben.) Jetzt ruft sie:

„Hier stehe ich. Ich weiche nicht!“

Ein drohnendes Gelächter erkörnte durch das volle Haus, das war kein Lachen, das sich freute, wenn einem Menschen etwas Unangenehmes widerfährt.

Ich weiche nicht, ob meine Frau rief: „Weiche nicht.“ — dem sie — war in der Versetzung versunken, trotz ihrem: „Ich weiche nicht.“

„Wah! jetzt einer, weshalb ich dem Arbeiter einen Thaler gab?“

Der Vorhang mußte fallen. Das Stück konnte nicht zu Ende gespielt werden, denn meine Frau war spontanisch nach Hause gerannt.

Als ich etwas später in's Zimmer trat, fiel sie mir weinend um den Hals: „Frauz, ich spiele mein ganzes Leben nicht mehr.“

Und ich Heuchler küßte sie auf die Stirne und meinte:

„Da hast Du Recht, mein Kind.“

Ich sage ja: Ehemänner sind immer durchdringende Menschen, wenn sie ihre Frauen dran kriegen wollen.

Der einträglige Mops.

Karl Otto August, Graf von Benaffin, Baron von Argill, Eder Herr zu Pantin und anderer Orte, dessen Stammbaum die edelsten Namen aufweist, der mit Fürsten- und Herzogsgeschlechtern verwandt war, wäre sicherlich der erste Edelmann in Europa gewesen, hätte sein Vermögen seinem Namen entsprochen. Leider aber hatten ihn seine Eltern, die selbst nur kümmerlich ihr Leben gestiftet, im größten Glend zurückgelassen, und er nannte nichts sein eigen als ein ganzes Bündel sauber bemalter Familien-Urkunden und Pergamente — und auf die borgt einem heutzutage bekanntlich kein Mensch etwas.

Bis zu seinem zwanzigsten Jahre — da nährte er noch schöne Träume von irgend einer plößlichen Werbung seines Schicksals zum Guten, Glänzenden, aber dann gab er die Hoffnung auf, nachdem er eine Enttäuschung nach der anderen erlebt.

Abgemagert, blaß, hungrig trieb er eines Tages — er war mittlerweile dreißig Jahre alt geworden — durch die Straßen, da fiel sein Blick auf ein Fenster in einer Zeitung, die er von der Erde aufgesen: „Junge Dame, drei Millionen, später mehr, wünscht sich mit einem gänzlich vermögenslosen Edelmann von allem, aufrichtigem Adel zu verheirathen. Gest. Oesterreich unter A. K. 36 postlagernd Postamt 4.“

Karl Otto August, Graf von Benaffin, überkam es wie eine Offenbarung, er fühlte, daß der Augenblick in seinem Leben gekommen war, wo man, wie der Dichter sagt, dem Schicksal näher ist als sonst.

Er ging in die nächste Kneipe, ließ sich für seine letzten zwanzig Pfennig ein Glas Schnaps und außerdem ein Tinte und Feder geben und schrieb:

Mein Fräulein! Ich bin der, den Sie suchen. Ich besitze keinen Groschen. Mein Name ist Karl Otto August, Graf von Benaffin, Baron von Argill, Eder Herr zu Pantin und anderer Orte. Meine Ahen waren schon, als die Bourbonen noch einfach bürgerlich waren, ablig. Ich besitze einen ganzen Schrant voller authentischer Urkunden darüber.

Unser Geschlecht hat sich zu jeder Zeit ausgezeichnet. Ich gäbe sieben Feldmarschälle, achtzehn Generale, fünf Bischöfe zu meinen Vorfahren. Die Grafin Fräulein Benaffin und neunzehn Schwestern waren unser eigen — aber die Revolution —! Wenn ich Ihnen concenire, so antworten Sie mir bitte sofort „Hotel zu allen vier Winden.“ Ich habe noch verzeihen hinzuzufügen, daß ich 30 Jahre alt bin, und wenn ich sechs Monate täglich zu essen haben werde, wobei gesund und kräftig sein und in jeder Beziehung das Zeug zu einem tüchtigen Ehemanne haben werde.

Dann unterschrieb er: „Karl Otto XXIII.“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

Herr Graf! Mehr wie Ihre Uebersprüche, die mich einfach blenden, hat mir das Postgefäß imponirt, mit dem Sie über alle nebenstehlichen Dinge hinwegsehen. Sie haben mich wieder nach meinem Alter, nach der Farbe meiner Haare oder meiner Augen gefragt. So hören Sie denn: Ich bin jung, hübsch und Sie gefallen mir. Kommen Sie heute Abend zu meinem Vater zu Tisch: Anton Buzon, Fabrik von Serviettenringen und Zehnlochern, Rue St. Denis 312. Sagen Sie, Sie hätten mich beim Herausgehen aus der Kirche bemerkt und wären mir nachgegangen. Das werde ich schon besorgen. Eleonore Buzon.“

Am 7 Uhr trat Karl Otto August, Graf von Benaffin, Baron von Argill, bei den Buzons an. Er war doch etwas aufgeregt und fürchtete eine unangenehme Uebersatzung, denn der Brief seiner Zukünftigen war denn doch etwas zu lateinisch. Er wurde wie ein Bekannter aufgenommen.

Eleonore stand bei seinem Eintritt auf, überflog prüfend seine Gestalt, und anscheinend zufriedene, sagte sie zu ihrem Vater, einem biden, behäbigen Alten, der aus einer kurzen Pfeife rauchte:

„Papa, das ist der Herr, den ich bei der Messe gesehen habe und der mit mir auf der Straße nachgeht. Er gefällt mir, denn er auch äußerlich einfach aussieht. Aber er hat etwas Bornehmes in seiner ganzen Haltung. Ich wecke, er ist ablig. Bitte, antworten Sie, mein Herr!“

Karl Otto August gewann bei diesen Worten seine Sicherheit wieder. Er sagte seine Absicht her.

Der alte Buzon erhob sich und zog respektvoll seine Müge ab.

Herr Graf, seien Sie in unserem Hause willkommen. Wir haben heute Abend Huhn mit Reis und Rehräuten. — Ich achte den Adel und seine Traditionen. Heutzutage, wo die meisten Menschen nicht einmal ihren eigenen Vater kennen, kann sich nicht Jedermann rühmen, einen deglaubigen, edlen Stammbaum sein eigen zu nennen. Ich bewundere und beneide Sie um den Ihrigen. Zu Tisch, zu Tisch! Nach den zärtlichen Blicken zu urtheilen, welche Ihnen Eleonore anwirft, gefällt Ihr auch Beide, und in drei Monaten, wenn Sie sich etwas herausgemacht haben, werden Sie mein Schwiegervater sein, ich werde Karl Otto zu Ihnen und Sie werden Papa zu mir sagen. Ich werde trotz jener, einen Edelmann zum Sohn zu haben, denn ich bin ein alter Plebejer und bekenne mich frei als solcher. Meine De-

nke war immer: „Einfachheit und Selbengröße.“

Nun fühlte sich der Graf schon ganz gemüthlich, er vergaß seinen schädigen Anzug, an dem die Ellbogen ebenso wie die Beinkleider ganz durchgeschneit waren, und er nahm an dem patriarchalisch gedeckten Tische wie ein Kind des Hauses Platz. Nach der Suppe, der er alle Ehre anthat, trank er ein großes Glas Wein, das ihn vollends in die beste Stimmung versetzte. Die Sache reizte ihn, um so mehr, als Eleonore wirklich sehr hübsch war, und er beschloß, um ihren Preis vollständig ihre Eroberung zu machen und zu dem Zweck seine Uebelsitten auszusammeln. Er zog aus der zweiten Tasche seines hinteren Rockschloßes eine dicke Rolle vergilbter Urkunden, an denen halb verschimmelte Siegel herabhingen, und sagte das einzige Wort:

„Bitte!“

Und Eleonore ließ sich nicht lange bitten. Hier durchblätterte sie das dicke Paket, während Papa Buzon bei traglich lächelnd und das Huhn mit Reis trankte.

Nach einigen Minuten rief Eleonore ganz verärgert:

„Es stimmt Alles. Ich weiß in Gotha Bescheid. Das ist Alles echt und richtig. Kein Trübsal. Graf, wenn Sie wollen, werde ich Gräfin sein — vorausgesetzt, daß Papa damit einverstanden ist.“

Der alte Buzon antwortete:

„Papa ist einverstanden. Du wirst Gräfin sein.“

Galant und höflich erhob Benaffin sein Glas. „Papa soll leben! Profit! Mein Wohl, Papa! Auf unser Weider Wohl, Eleonore!“

Sie heiratheten und waren die ersten drei Monate sehr glücklich miteinander. Während dieser Fittnerwochen überließ Eleonore ihrem Manne den Schlüssel zur Kasse, die Papa Buzon jeden Abend neu füllte und die Morgens regelmäßig leer war.

Karl Otto August wurde sehr bald fett und dick und ebenso schnell erwoachte seine so lange verhalten gewesene Natur. Er empfand den Drang, sich an allen Genüssen zu betäuben, die ihm bisher verweigert gewesen waren. Sehr lebenswüthig und nett zu seiner Gattin, bemerkte er doch, daß es außer ihr auch noch andere Frauen gab, die auch hübsch waren, die ihm auch gefallen, und er Geld hatte...

Mit einem Worte, er lebte herrlich und in Freuden, bis Eleonore ihm eines schönen Tages sehr energisch erklärte, daß sie in zwei Jahren ruiniert sein würden, wenn sie so weiter lebten, und daß sie ihm daher fünfzigtausend Francs. Taschengeld monatlich geben und selbst den Kleinsten führen lassen. Karl Otto August war dabei sehr traurig. Aber er machte gute Miene zu bösem Spiele, lächelte, erwiderte sein Wort und dachte bei sich:

„Es gibt auch noch andere Wege.“

Und er fand andere Wege! Oh! alle möglichen. Zum Beispiel:

Eleonore besaß seit Langem einen kleinen Mops, der Fiffi hieß und der ein süßes Thier war. Sie nannte ihn nie anders als „mein Zuckerschmelchen“ und liebte ihn mehr als ihr Mann und ihren Vater zusammen, namentlich.

Eines Morgens war Fiffi verschwinden. Eleonore raufte sich die Haare aus. Karl Otto August suchte die Achseln und sagte:

„Geliebtes Weib! Du bist unverzüglich. Fiffi hat sich sicher nur verlaufen, ein so unschuldiges Thier. Du weißt ja so gut mit Insektiziden umzugehen, daß sie in die Zeitung, wie ich verspreche an allen Anschlagstäben dem Wiederbringer eine riesige Belohnung. Und da er nicht bis fünfzigtausend Francs, daß man ihn Dir wiederbringen wird.“

„Du hast Recht“, antwortete Eleonore. „Ich werde dem Wiederbringer 500 Franken versprechen.“

Der Graf suchte nochmals die Achseln.

„Man muß immer den richtigen Maßstab innehalten. Fünfthundert Franken bei unserem Vermögen — das ist schön... Verspreich fünftausend, um so schneller und sicherer bekommst Du ihn wieder.“

„Gut. Also fünftausend Franken für Fiffi. Ich würde mein Vermögen und unsere Gratentöne für ihn herzugeben bereit sein.“

„Ach, richtig“, sagte Eleonore. „Ich hätte beinahe vergessen, ich Unbankbare.“

Sie öffnete ihren Schreibtisch und entnahm demselben fünf Tausendfrankenscheine.

„Hier. Bring' das dem armen Mann und sag' ihm meinen tiefgefühltesten Dank.“

Der Graf ging hinaus, steckte die fünf Banknoten in seine Tasche und trat im nächsten Kaffe ein Glas Wein. Dann kam er, ein Liebchen lächelnd, wieder.

Und ein merkwürdiger, böser Zufall wollte es, daß Fiffi in demselben Jahre sechs Mal verloren ging und sechs Mal wiedergefunden wurde.

Karl Otto August aber lebt weiterhin glücklich und in Freuden.

Weibliche Doctoren in Oesterreich-Ungarn.

Die Ausübung der Heilkunde ist in Oesterreich den Frauen immer noch verpagt. Vor Kurzem hat sich eine Wienerin, Frau Sibby Eisenhüh, welche in Vem zum Doctor der Naturwissenschaften promovirt worden war, in Wien vergebens bemüht, den Doctorhut der Medicin zu erwerben, da das Unterrichtsministerium sich nicht entschließen will, weibliche Ärzte in Oesterreich zuzulassen. Ein analoger Fall ist der einer anderen Wienerin, Antonie Gabriele Poffaner von Ehrenthal. Die Dame hat in Wien am akademischen Gymnasium die Maturitätsprüfung absolvirt, in der Schweiz ein zweites Mal das Maturitätsexamen bestanden und dann in Zürich Medicin studirt. Dort wurde ihr das Doctorat verliehen und sie bestand auch mit Erfolg das Staatsexamen, welches in der Schweiz zur Ausübung der ärztlichen Praxis erforderlich ist. Ihre Dissertation behandelte die Augenleiden bei Nierenkrankheiten und erhielt von autoritativer Seite das Zeugniß besonders dankenswerthester Sorgfalt. Dann lehrte die Baronin nach ihrer Heimkehr zurück, trat in die Wiener gynäkologische Klinik des Professors Schauta als Volontärin ein und wurde unter dessen Leitung mit denselben Arbeiten betraut, wie sie die 23 männlichen Operationszöglinge zu verrichten haben. Nun hat der Oesterreich Sanitätsrath ein Gutachten dahin abgegeben, daß eine allgemeine Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin principieel nicht wünschenswerth wäre, daß aber in einzelnen, besondern berücksichtigungswerthen Fällen ausnahmsweise auch Damen zu den Prüfungen zugelassen werden können.

Auf Grund dieses Gutachtens hat nun Baronin Poffaner beim Unterrichtsministerium ein Gesuch um Anerkennung ihres Züricher Diploms eingereicht, worin sie sich vorläufig weise auch anerkennen machte, alle wie immer gearteten Nachtragsprüfungen, die man etwa von ihr verlangen sollte, abzulegen und eventuell sogar sämmtliche Anagrosen, die sie in der Schweiz gemacht hat, noch einmal vor einer österreichischen Prüfungskommission zu wiederholen. Allein ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg. Es wurde ihr nämlich seitens des Unterrichtsministeriums die Mittheilung gemacht, daß man nicht in der Lage sei, ihrem Gesuche zu entsprechen. Ein dritter Fall! Eine Dame, Fräulein Schorr, hospitierte nach Ablegung der Maturitätsprüfung an der Wiener Universität und ist nun um die Beilegung zur Ablegung der Vorprüfungen in Zoologie, Botanik und Mineralogie eingetommen — aber auch mit diesem Gesuche wurde sie abgewiesen. Nach alledem thürmt sich also jetzt vor den Bemühungen um die Erweiterung der Frauenbildung in Oesterreich ein Hinderniß um Hinderniß auf!

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Ungarn. Dort war das weibliche Geschlecht bisher dem höheren akademischen Studium, vom öffentlichen Besuche der Hochschule abgesehen, abgeschlossen. Wohl gab es vereinzelte Ausnahmefälle, wo junge Mädchen im Wege des Privatstudiums das Gymnasium absolvirten und zur Maturitätsprüfung zugelassen wurden, aber mit der Erlangung des Reifezeugnisses war auch die Carriere abgeschlossen, denn so oft sich die Damen um die Zmmatriculation als ordentliche oder auch nur als außerordentliche, Universitätsbörnerinnen bewarben, wurden die Gesuche vom akademischen Senate zurückgewiesen. Erst kürzlich wurde das Gesuch einer in der Schweiz zum Doctor der gesammten Heilkunde promovirten Gräfin Wilma Hugerang, welche sich beim Senate der Bubapeller Universität um Anerkennung ihres Diploms und um Festhaltung der Ausübung der ärztlichen Praxis bewarben, abschlägig beschieden. Die gräfliche Doctorin mußte sich begnügen, als — Geburtshelferin in Budapest wirken zu dürfen. Nun soll eine Aenderung des bisherigen Standes geschaffen werden. Die Anregung hierzu scheint von den Apothekern ausgegangen zu sein, welche die Frage der Zulassung von Frauen zur Verwendung in Apotheken aufgeworfen haben. Das Gutachten der Apotheker lautete zumeist bejahend und so dürfte denn in Wäde der pharmaceutische Cur an der Universität auch von Frauen besucht werden. Der Unterrichtsminister hat ferner den Universitätsrat zur Abgabe eines Gutachtens darüber aufgefordert, unter welchen Umständen die Zulassung weiblicher Studenten zum ordentlichen Besuche der Universität erfolgen könnte. Das Gutachten des Senate lautete dahin, daß die Zmmatriculation weiblicher Hörer an der Universität erfolgen könne, wenn die Aspirantin im Besitze eines Maturitätszeugnisses sich befindet; über die Aufnahme aber habe auch dann von Fall zu Fall der Universitätsrat im Einvernehmen mit dem Minister zu entscheiden.

— **Ehlicher 3. wif.** Gattin: „Der Schurke im Theaterstück ist immer ein Mann!“ — Dachte: Ja, und wie die ihn dazu macht, ist immer eine Frau!“

— **Egegenfettig.** U.: Würde ich Ihre Gefühle verletzen, wenn ich Sie einen Lügner nenne?“ — A.: „Ach nein, aber ich glaube, ich würde dann Ihre Knochen verletzen!“